

Zeitschrift: Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung

Herausgeber: Schweizerische Stiftung Für das Alter

Band: 43 (1965)

Heft: 1

Artikel: Ein Pflegeheim im Alltag

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-721828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Pflegeheim im Alltag

Vor vielen Jahrzehnten wurden von der bernischen Landeskirche in verschiedenen Bezirken des Kantons Pflegeheime für alte Invalide und chronischkranke Alte unter dem Namen «Gottesgnad» gegründet. Wie es in solchen Heim zugeht und wie der Alltag aussieht, darüber hat kürzlich eine Schwester, die in einer Gottesgnad seit manchen Jahren den Dienst versieht, sehr anschaulich und lebensnah berichtet.

Die Red.

«Die Asyle Gottesgnad sind geschaffen worden, um den Unheilbaren und Alten, die sonst nirgends Unterkunft finden, ein *neues Zuhause* zu geben. Es gibt hier Menschen jeden Alters, vom Kleinkind bis zum Greis. Vor allem sind es jedoch alte Leute, die am Ende ihres Lebens durch dieses oder jenes Leiden hilfe- oder pflegebedürftig geworden sind. Wer ein Asyl besucht, verlässt es oft mit der Frage, ob ein Leben unter so viel Leid überhaupt auszuhalten sei. Ich selber staune immer wieder über die *jungen Töchter*, die uns bei unserer Arbeit helfen, und ich freue mich darüber, wie lieb ihnen diese Arbeit geworden ist. Die Pflege dieser Armen vermag immer wieder Herzen zu packen, auch junge.

Körperliche und seelische Not lindern helfen

Von aussen gesehen besteht unsere Arbeit aus Pflegen und Ordnung halten. Das füllt unsere Stunden und Tage. Da ist beispielsweise jene Frau, die an einer schweren Krankheit leidet, bei der sich in den Nervensträngen im Rückenmark Veränderungen bilden, welche die verschiedenartigsten Lähmungen zur Folge haben. Sie ist so krank, dass sie ausser dem Kopf kein Glied mehr rühren kann. Wir können uns nicht vorstellen, was das bedeutet. Sie kann weder selber essen noch trinken, keine Fliege kann sie wehren, und wenn sie den Schnupfen hat, kann sie die Nase nicht selber putzen. Sie liest gerne. Meistens hat sie ein Buch oder die Zeitung auf ihrem Lesepult. Wenn sie am Ende einer Seite angelangt ist, muss sie geduldig warten, bis jemand kommt und die Seite wendet. Selber kann sie es ja nicht. Läuten kann sie auch nicht, auch wenn man ihr die Glocke in die Hand legen würde, denn sie kann keinen Finger rühren. Niemand von uns kann ermessen, welch innere Kraft und Geduld es braucht, um ein solches Leben tapfer zu ertragen. Die Frau ist meist von strahlender *Freundlichkeit*. Manchmal gibt es aber auch für sie schwere

Stunden, da die Tränen rinnen. Ist niemand da, um sie abzuwischen, dann trocknen sie eben auf ihrem Gesicht. Oder denken wir an unsere 94jährige Rosa. Sie ist eine temperamentvolle Frau mit einem hellen, lebhaften Geist. Gesundheitlich ginge es ihr nicht schlecht, wenn sie nicht immer wieder von einem Leistenbruch gequält würde. Operieren kann man in so hohem Alter nicht mehr. Darum muss die Schwester ein wachsames Auge auf die Greisin haben. Was gibt es sonst noch zu pflegen? Herzkranke müssen ihre regelmässigen Spritzen haben, und Wunden müssen verbunden werden; besonders bei jenen, die jahrelang gelähmt im Bett liegen, ist die Gefahr des Wundliegens gross und eine gute, treue Pflege erstes Erfordernis.

So wichtig das alles ist, das Wesentliche ist es nicht. Unsere Leute brauchen mehr als das. Sie brauchen die *Atmosphäre*, in der ihnen wohl ist. Denn ein Asylaufenthalt kann sehr lange dauern. Es gibt Patienten, die seit 20, 30 und sogar mehr als 40 Jahren im Asyl Gottesgnad sind. Das Ideale wäre, unsere Patienten könnten, soweit die Pflege nicht zu schwer ist, bei ihren eigenen Leuten sein und sich an Familienleben, an Kindern und Kindeskindern erfreuen. Aber wie oft ist das nicht möglich. Die einen haben niemanden mehr, die andern hätten Kinder und Kindeskinder genug, können aber aus den verschiedensten Gründen nicht bei ihnen sein. So versuchen wir, es ihnen so heimelig wie möglich zu machen. Wie das möglich ist, soll an einigen Beispielen gezeigt werden. Da ist unser Senior, der 97jährige Hans. Solange es seine Kräfte irgendwie erlaubten, hat er treu und fleissig im Garten geholfen. Jetzt kann er seit einigen Jahren wirklich nicht mehr. Leider ist er sehr misstrauisch und leidet an der *typischen Krankheit* sehr vieler Alten: er meint, es werde ihm alles gestohlen. Was er verlegt, was er vergisst, das ist ihm gestohlen worden. Diese fixe Idee hat bei ihm untragbare Formen angenommen. Ich habe folgendes Mittel versucht, um seinen Glauben an unser Gutmeinen zu wecken und somit auch sein Vertrauen. Jedesmal, wenn ich ihm begegnete, habe ich ihn herzlich begrüßt, und da er sein Zimmer in der Nähe vom Büro hat, geschah es oft am Tage. Er wusste diese Geste unendlich hoch zu schätzen, schaute jedesmal gespannt, ob ich den Gruss auch nicht vergesse und strahlte bei jeder Begegnung über das ganze Gesicht. Langsam ist sein Vertrauen zu mir und auch zu den andern erwacht. Kürzlich erschien der alte Herr bei mir und brachte mir sein Rauchzeug mit der Erklärung, er habe beschlossen nicht mehr zu rauchen, es

sei ihm nicht zuträglich. Nun bringe er es mir. Ich verwahrte die ganze Herrlichkeit im Büro auf, denn man weiss, wie schwer sich ein Mann das Rauchen abgewöhnt. Und richtig, am andern Tag schon klopfte Hans bei mir an, um mir zu klagen, er hätte so gerne ein Pfeiflein geraucht, aber es sei ihm alles fortgekommen. Ob ich eine Ahnung hätte, wo sein Rauchzeug geblieben sei? Wie glücklich zog er mit seinen Sachen ab, um bald darauf mit Hochgenuss an seinem Pfeiflein zu ziehen. So ging es ein paarmal hin und her, bis er zuletzt doch ganz mit Rauchen aufhörte.

Sämeli war auch schon mehr als 90 Jahre alt. Nie sah man ihn im Tagesraum bei den andern Männern. Das rauhe Reden, das Knallen der Karten beim Jassen mochte er nicht leiden. So hatte er sich das Trögli im Gang zu seinem Platz auserkoren. Stundenlang konnte er dort sitzen und sich am Kommen und Gehen der andern ergötzen. Nur etwas mochte er nicht leiden. Alle, die an ihm vorbeikamen, grüssten ihn. Dessen wurde er in seiner nüchternen Art überdrüssig und erklärte eines Tages: „Jitz mani nümme uf em Trögli hocke, jede Totsch, wo verbichunnt, seit salü Sämeli“. Und von nun an setzte er sich auf die untersten Stufen der Treppe. Weil ich das nicht gut dulden konnte, erlaubte ich ihm, er dürfe sich im nahen Predigtsaal aufhalten. Sämeli war mächtig stolz. „Ich gehe in mein Büro“, sagte er jeweils. Einmal betrat er den Saal, als das Frauenkomitee Sitzung hatte. Als er merkte, wie erstaunt die Frauen nach ihm schauten, meinte er gelassen: „Reget ech nid uf, dir störet mi nüt“. Chrigeli war sehr *widerwillig* ins Asyl gekommen. Als ihm verkündet wurde, man habe ihm ein Bett reserviert, riss er aus und liess sich einige Tage nicht blicken. Aber Hunger und Durst brachen seinen Widerstand. Nun stand er da, widerwillig und verbissen. Aus schmalen Augenschlitzen schauten hell und wach seine schlauen Aeuglein. Doch da er vom Leben nicht im geringsten verwöhnt worden war, sah er bald ein, dass es sich im Asyl gar nicht so schlecht leben liess. Sich immer an den gedeckten Tisch setzen können, saubere Kleider aus dem Schrank nehmen dürfen, bei Asthmaanfällen jemanden haben, der sich mit Medikamenten, Spritzen und tröstenden Worten um einen mühte — all das liess die weichen Seiten seines Wesens aufblühen. Kam er auch selten ohne Rausch vom Langnauer Märit heim, so brachte er doch „seiner“ Schwester allemal irgend etwas mit. Bald zogen wir ihn zur Arbeit heran. Er war kein schlechter Schreiner. So konnten wir sehr oft seine Hilfe in Anspruch nehmen. Ein stolzes Lächeln lag auf seinem Gesicht,

wenn wir ihn mit seinen starken, geschickten Händen brauchten. Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen stiegen, je wichtigeren Aufgaben wir ihm übertrugen. Wenn er in der kleinen Werkstatt beschäftigt war, riss er oft das Fenster auf, wenn er mich erblickte und rief: „Marie, chum lue“. In knappen Worten erklärte er mir dann seine neueste Arbeit und wartete auf das wohlverdiente Lob. Dass er sich wirklich wohl fühlte, bewies er mir einmal kurz vor Weihnachten, als er eines Tages an die Bürotüre klopfte. Mit schweren Schritten stapfte der Chrigel herein. Unter dem Arm hatte er etwas eingeklemmt. Wort- und grusslos legte er es auf den Schreibtisch. Mit sprachlosem Staunen las ich, was auf dem Riesenlebkuchen stand: „Zur fröhlichen Weihnachten von Chrigel Wüthrich an Marie Johner“. Als ich wieder aufschaute, zog er gerade die Türe hinter sich zu. Ich hörte nur noch sein leises Kichern.

Ja sagen zu einer Lebensaufgabe, wenn sie auch schwer und leidvoll ist, ist keine einfache Sache. Aber hin und wieder erleben wir doch, dass dies einem Patienten gelingt. Ich denke an jene Frau, die *seit Jahren gelähmt* im Bett liegt. Am liebsten hat sie es, wenn man an ihrem Bette sitzt und plaudert. Kürzlich, nachdem wir uns über allerlei unterhalten hatten, kam sie auf ihre Krankheit zu sprechen und meinte: „Wissen Sie, so schwer ich an meiner Krankheit trage, und so viele Tränen mich mein Leiden schon gekostet, ich gäbe sie nicht mehr her. Früher habe ich mir nie Zeit genommen, mit Gott zu reden. Das habe ich auf meinem Krankenbett gelernt, und das möchte ich nicht mehr verlieren, um keinen Preis.“ Ein glückliches Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Ich denke da auch an den grossen Fritz. Er war ein rüstiger, stämmiger Mann. Zu uns war er gekommen, weil er eine unheilbare Krankheit hatte. In den ersten Jahren ging es ihm recht gut. Wir spürten immer, dass unter seiner rauhen Schale ein feiner Kern steckte. Es entsprach ganz seinem lebensfreudigen Wesen, dass er in jenen Tagen eine Freundin fand, die taubstumme, weisshaarige Lina. Als wir einmal auf einer Reise mit den Patienten im Freiburgerland einkehrten, hörte ich zu meinem Ergötzen, wie er roten Wein bestellte: „Avec deux verres, un pour Madame“. Dann aber kamen die Tage, da das alte Uebel neu erwachte. Er zerfiel zusehends, verlor sogar seine Stimme und konnte nur noch heiser flüstern. In jener Zeit kam er täglich ins Büro, um mir seinen Zustand zu schildern und Verhaltungsmassregeln zu erbitten. Wie oft fragte ich mich insgeheim, ob er seinen Zustand wohl

erkenne, bis er mich eines Tages fragte, was ich wohl meine, ob es auch wieder besser werde mit ihm? Das ist *eine der schwersten Fragen*, die einem gestellt werden können. Ich sagte zu ihm: „Sieh, Fritz, wir Menschen müssen beides können, wir müssen leben und wir müssen sterben können. Ich glaube, es schadet auch dir nichts, wenn du beides kannst.“ Von diesem Tage an kam er nicht mehr ins Büro. Es dauerte aber nicht lange, so erzählten mir die Schwestern, der Fritz müsse etwas erlebt haben. Er sei gar nicht mehr so unruhig, und er lese immer wieder das Lied: „Jesus nimmt die Sünder an . . .“ Eine Schwester kam einmal mit ihm ins Gespräch und verstand, sie solle ihm das Lied abschreiben. Als sie es ihm am andern Morgen brachte, sah er sie mit grossen Augen an und meinte, das brauche er doch gar nicht, er könne es ja auswendig, aber dann fügte er hinzu: „Nehmen Sie es für sich, Sie haben es auch nötig“. Bald darauf ist Fritz gestorben. Auf seinem Gesicht lag ein Glanz, als hätte er etwas sehen dürfen, das schöner ist als alles auf der Welt. In solchen Stunden haben wir die beglückende Gewissheit, dass es sich lohnt, am Leid dieser Welt mittragen zu helfen.»

«Berner Tagblatt», Nr. 127, 1964

Alterswochen im evangelischen Sozialheim «Sonneblick» Walzenhausen

Das evangelische Sozialheim «Sonneblick» Walzenhausen führt seit etwas mehr als zwanzig Jahren Besinnungswochen für alte Leute durch in der winterlichen Festzeit von Advent, Weihnachten und Neujahr. Die Besinnungszeit dauert jeweils zehn Tage. Es nehmen durchschnittlich 30 Gäste daran teil. Die Teilnahme ist gratis.

Das tägliche Wort

Die Besinnungswochen möchten den alten Gemeindegliedern Gelegenheit geben, das Wort Gottes zu hören, reichlich und verständlich. Es sollen die Probleme des alten Menschen in sein Licht gerückt werden. Schon dies, das tägliche Hören des Wortes, kann sehr hilfreich sein. Es wird nicht von all den Eindrücken, die die Woche über die Seele bedrängen, überdeckt. Es ist immer wieder da, morgens und abends, und kann dann leichter Wurzel fassen. Zudem kommen die alten Menschen sehr oft in besonderer Weise zu kurz im Hören der Predigt. Der Kirchweg ist für die mit Arthritis geplagten Glieder beschwerlich, besonders im Winter,